

vor allem ihres Praxisbezugs und damit auch eine engere Kooperation zwischen Religionspädagogik und systematischer Theologie voraus . . .

Stachel: Zweifellos besteht eine Analogie zwischen religionsdidaktischen Bemühungen und hochschuldidaktischen Bemühungen innerhalb der theologischen Fakultät. Der *Problemstand* ist in beiden Bereichen ein ganz ähnlicher. Das zeigt sich darin, daß man heute wohl mit Recht fordern darf, es müsse der Aufbau einer theologischen „Systematik um ihrer selbst willen“ unterbleiben und an die Stelle eines solchen Systems eine Theologie treten, die sich dem Leben öffnet und die auf die Probleme der heutigen Zeit eingeht. Eine solche Theologie darf sich natürlich nicht im bloß Aktuellen verlieren oder nur punktuelle, unsystematische Antworten geben. Dennoch ist der Praxisbezug theologischer Forschung so entschieden zu betonen, daß man sagen darf, Wert oder Unwert der theologischen Forschung der Gegenwart entscheidet sich daran, wie stark der Praxisbezug der theologischen Disziplinen ins Spiel gebracht wird.

HK: Aber werden Theologie, Religionspädagogik und der Religionsunterricht selbst nicht erst dann praktisch im Sinne des Glaubens, wenn eine Konzentrierung auf die Grundfragen des Christentums als Offenbarungsreligion vorausgeht? Meinten Sie das, als Sie vorhin von der Hinwendung zum Eigentlichen sprachen? Oder wie sehen Sie diese Frage?

Stachel: Wir werden, glaube ich, zwei *Grundfragen* beantworten müssen. Die erste ist schon durch die Forschungsarbeit vor allem der biblischen Theologie vorbeantwortet worden und muß nun systematisch entwickelt werden. Es ist die Frage, *was die Offenbarung von den Menschen eigentlich will*. Was wollte das Evangelium eigentlich bringen? Welche Veränderungen werden von Jesus von Nazareth gefordert, geschenkt, angeboten? Die zweite Frage, die wir beantworten müssen, geht mehr von der Situation der Menschen von heute aus. Sie lautet: *Wie sieht der Christ von heute aus*, der als globale Zielsetzung der ganzen religiösen Erziehung und lebenslangen Kommunikation vorgestellt wird, sofern sie von Christen zu leisten ist? Diese Problemstellung ist für Religionsdidaktik und Theologie in gleicher Weise verbindlich, aber sehr schwer zu beantworten. Es dürfte notwendig sein, eine Art geordneter Klassifikation (man nennt das Taxonomie) religiöser Eigenschaften und Verhaltensweisen bzw. spezifischer Momente christlichen Glaubens und christlichen Verhaltens (nämlich praktizierter Liebe) zu erheben. Dies ist eine empirische und zugleich normative Problemstellung. An deren Lösung müssen Theologen und Nichttheologen, Christen und Nichtchristen, Theoretiker und Praktiker mitwirken. Für mich als christlichen Religionspädagogen steht allerdings fest, daß der gemeinsame Nenner der möglichen Antworten die Botschaft des Evangeliums und seine Auslegungsgeschichte zu sein hat.

Diskussion und Kontroverse

Zwischen Kirche und Gesellschaft

Was haben die Synodenumfragen zutage gefördert?

Im Oktoberheft (S. 505 ff.) veröffentlichten wir eine ausführliche kritische Würdigung des Forschungsberichts über die Synoden-Umfragen „Zwischen Kirche und Gesellschaft“ (Verlag Herder, Freiburg 1972) durch Prof. F. X. Kaufmann (Bielefeld). Kaufmann setzte sich darin neben den grundsätzlichen Schwierigkeiten sozialwissenschaftlicher Dateninterpretation im religiös-kirchlichen Bereich vor allem mit zwei Kernthemen des Forschungsberichts, dem ihm zugrunde liegenden Wertorientierungssystem und dem sog. Ritualismusverständnis des Berichts, auseinander. Dazu übersandte uns der Verfasser des Forschungsberichts, Prof. G. Schmidtchen (Allensbach/Zürich), eine Stellungnahme, in der er sich kritisch mit den Einwendungen von Prof. Kaufmann auseinandersetzt. Prof. Schmidtchen legt dabei zum Thema Ritualismus speziell bei Jugendlichen zur Unterbauung seiner Folgerungen im Forschungsbericht teils neues Vergleichsmaterial vor, das er einer im Auftrag der VELKD erst im laufenden Jahr von Allensbach durchgeführten Paralleluntersuchung im protestantischen Bereich entnimmt. Wir veröffentlichen seinen Beitrag hier und geben gleichzeitig Prof. Kaufmann Gelegenheit, seinen Standpunkt bzw. seine Bedenken nochmals zu präzisieren. Der Leser kann sich an Hand dieser Diskussion unmittelbar ein Bild machen vom Ausmaß und von den Grenzen sozialwissenschaftlicher Erkenntnishilfe

bei einer nüchternen und unvoreingenommenen Prüfung religiöser und vor allem kirchlicher Tatbestände, die für die Verkündigung und die praktische Seelsorge von Bedeutung sind.

Gerhard Schmidtchen

Kirche ohne Gesellschaft?

Kritisches und Antikritisches zum Forschungsbericht über die Synoden-Umfragen

Der Bielefelder Soziologe Prof. F. X. Kaufmann hat zu dem Forschungsbericht „Zwischen Kirche und Gesellschaft“ in dieser Zeitschrift (vgl. HK, Oktober 1972, 505 ff.) kritische Rückfragen gestellt. In der Kritik sind auch Anfragen an den Autor der Untersuchung enthalten, die ich im Sinne der Fortsetzung eines Dialogs gern aufgreifen möchte. Auf Nebenfragen der Kritik kann ich hier nicht eingehen. Nur auf einen Punkt sei hingewiesen. Kaufmann bemängelt an einer Stelle die unterschiedliche Verwendung des Wortes Dissonanz. Von Dissonanz spricht man, wenn zwei Kognitionen sich im Widerspruch befinden. Vorn im Forschungsbericht ist ein Test als Dis-

sonanztest bezeichnet worden; hier werden Widersprüche zu Protokoll gegeben zum Thema: die Kirche sagt — ich sage. Später wird das Wort Dissonanz auch verwendet für die fehlende Kongruenz zwischen der Vorstellung, für welche Werte die Kirche steht und für welche Werte man selbst steht. In beiden Fällen liegt völlig konsequenter Sprachgebrauch vor. Es ist klar, daß Dissonanz an verschiedenen Stellen des Untersuchungsmaterials auftreten kann und dann auch so bezeichnet werden darf.

1. Gibt es keine jugendlichen Ritualisten?

Der Forschungsbericht deckte einen Zusammenhang auf, der jeden Pastoraltheologen und Soziologen stutzig machen muß. Gerade unter jüngeren Kirchgängern ist die Zahl derer besonders groß, die am Gottesdienst teilnehmen, ohne sich der Kirche als gläubige Mitglieder verbunden zu fühlen. Sie folgen einem Ritual, ohne seine Inhalte zu akzeptieren, ohne sich am spirituellen Geschehen mit voller Motivation beteiligen zu können. Dies wurde mit der Frage ermittelt, ob man sich als gläubiges Mitglied der Kirche fühle und fest zu ihrer Lehre stehe. Der Forschungsbericht blieb bei dieser Feststellung nicht stehen, sondern nahm die Motivation dieser Ritualisten unter die Lupe. Ergebnis: Sie ist durchweg schwächer als die der Katholiken, die im Selbstgefühl der Orthodoxie am Kirchenbesuch teilnehmen. Kaufmann wundert sich wenig über den Befund, sondern hält ihn nur für ein Sprachphänomen. Es handle sich um ein Standfestigkeitsstereotyp, das junge Menschen weniger gut auf sich beziehen könnten als ältere. Mit anderen Worten: Kaufmann hält die Aussagen über den Glauben für Aussagen über die Bereitschaft zum Konformismus. Wenn das stimmt, wäre Ritualismus unzweckmäßig definiert, und zwar durch einen unstabilen Index, der bei jungen Menschen etwas anderes bedeutet als bei älteren.

Wir sind in der Lage, diesen Einwand zu überprüfen. In der Umfrage unter Angehörigen der VELKD ist einmal die gleiche Frage gestellt worden wie in der katholischen, ob man sich als gläubiges Mitglied der Kirche fühle. Zweitens wurde gefragt, wie man zu Jesus Christus stehe. Hier zunächst das Gesamtergebnis dieser Frage mit den drei Antwortmöglichkeiten:

FRAGE: „Hier unterhalten sich drei über Jesus Christus. Wenn Sie das bitte einmal lesen und mir dann sagen, welchem Sie am ehesten zustimmen würden.“ (Vorlage eines Bildblatts.)

	Sommer 1972
Lutherische Protestanten insgesamt	
„Jesus Christus ist der Sohn Gottes. Er hat den Menschen Gottes Wort verkündigt, und das gilt heute ebenso wie vor 2000 Jahren“	32 %
„Jesus Christus war nur ein Mensch. Aber seine Lehren, wie wir leben sollen, enthalten so viel Wahrheit, daß wir uns auch heute noch danach richten können“	36 %
„Jesus Christus war zwar ein großer Religionsstifter, aber heute, nach 2000 Jahren, kann uns das Christentum nicht mehr viel sagen“	19 %
Stimme keinem zu	5 %
Unentschieden, kein Urteil	8 %
	100 %

In dieser Umfrage unter Lutheranern gibt es also zwei Indizes für Orthodoxie, zwei Möglichkeiten, Ritualisten zu definieren. Beide Definitionen führen zu einem Ergebnis, das nahezu vollkommen mit dem in der Synoden-

Umfrage übereinstimmt: unter jungen Menschen ist die Zahl der Ritualisten am größten. Die Übereinstimmung ist auch dem Zahlenniveau nach erstaunlich. Damit ist der Nachweis geführt, es ist nicht Antikonformismus, weswegen junge Menschen erklären, sie seien keine glaubensfesten Mitglieder ihrer Kirche, sondern es ist die Tatsache, daß sie im orthodoxen Sinne nicht mehr glauben. Sie sind großenteils Anhänger des Symbolismus, wenn sie nicht Jesus Christus für eine historische Figur halten, deren Relevanz erloschen ist. Den Antworten auf diese Entscheidungsfrage, wie man zu Jesus Christus stehe, kann man nicht mehr entgegenhalten, es sei antiautoritärer Widerstand gegen zur Schau gestellte Standfestigkeit und Starrheit, die so viele junge Menschen und eben auch junge Kirchgänger auf die Seite der Symbolisten oder Skeptiker treten lassen. Freilich stehen wir damit vor ganz neuen Problemen. Ritualismus kann man immer nur in bezug auf die Normen einer Institution definieren. In dem Moment, in dem die Theologie — und das gilt insbesondere für die protestantische Kirche — hergebrachte Orthodoxie überschreitet, erfüllen unter Umständen auch Kirchgänger, die im klassischen Sinn nicht orthodox sind oder sich nicht so vorkommen, die Bedingungen der Institution, wären demzufolge eigentlich keine Ritualisten. Aber so wie die Dinge stehen, wie Kirche und ihre Normen heute gesehen werden, scheinen Kirchengang und Glaube insbesondere bei jungen Menschen auseinanderzutreten mit einem deutlich in einer Motivabseitung symptomatisch werdenden Konflikt der Gefühle.

Hier ist ein neuartiges Problem, und ich finde es völlig verkehrt, daß Herr Kaufmann diesen Befund mit einer so raschen Bemerkung wegwischen will. Es ist notwendig, ihm nachzugehen. Warum gehen Leute, die ihrer eigenen Vorstellung nach nicht die geforderte Glaubensqualifikation aufbringen, dennoch in die Kirche? Vieles spielt hinein. Einiges, was wir wissen, und mehr, was wir nicht wissen. Die soziale Kontrolle des Kirchgangs, das Beibehalten des Kirchgangs als einer durch die Gruppe — sei es die Familie oder die Jugendlichengruppe — abgestützten Aktivität dürfen nicht unterschätzt werden.

Jugendliche Ritualisten¹

Zwei Definitionen und übereinstimmende Ergebnisse
Anteil der Ritualisten unter den regelmäßigen Kirchenbesuchern

ALTERSGRUPPEN	bei lutherischen Protestanten		bei Katholiken
	Beispiel 1	Beispiel 2	
16—29 Jahre	48 %	43 %	46 %
30—39 Jahre	25 %	29 %	33 %
40—49 Jahre	24 %	26 %	25 %
50—59 Jahre	24 %	12 %	14 %
60 Jahre und älter	21 %	14 %	14 %

¹ QUELLEN: VELKD-Umfrage 1972, Synoden-Umfrage 1970/71
Ritualisten sind hier definiert als Personen, die jeden oder fast jeden Sonntag zur Kirche gehen und — nicht erklären: ich bin gläubiges Mitglied meiner Kirche und stehe zu ihrer Lehre (hier: Lutherische Protestanten, Beispiel 2, sowie Katholiken), die nicht der Äußerung zustimmen: Jesus Christus ist der Sohn Gottes. Er hat den Menschen Gottes Wort verkündigt, und das gilt heute ebenso wie vor 2000 Jahren.

Ein Anzeichen ist zum Beispiel, daß Ritualisten in nicht unbeträchtlichem Umfang am kirchlich organisierten Leben teilnehmen. Natürlich einfacher zu interpretieren wäre ein soziologischer Bilderbuchbefund, daß es unter

älteren Menschen mehr Ritualisten gibt als unter jüngeren. Die Überraschung, die davon ausgeht, daß es sich in der Wirklichkeit umgekehrt verhält, deutet auf Mängel der soziologischen Theorie hin, die der Kritik zugrunde liegen. Nicht die allmähliche spirituelle Aushöhlung einer Verhaltensform ist die Regel, sondern die Aufrechterhaltung von Verhaltensweisen, die spirituell nicht gedeckt sind gerade in der Jugend. Das könnte ein generelles strukturelles Problem jeder Sozialisationsphase sein. Vieles, insbesondere der zunehmende Ausfall des Elternhauses als religiöse Sozialisationsinstanz (dies zeigt die VELKD-Untersuchung), spricht dafür, daß rollenkonformes Verhalten ohne spirituelle Basis, ohne eine autonome Motivation organisierbar ist — zur Zeit noch.

2. Gesellschaft als Phantom?

Der Nachweis von Spannungen zwischen gesellschaftlichen Rollenanforderungen und Denkstilen, greifbar in Auskünften über das, was Menschen für erstrebenswert halten, und kirchlichen Anforderungen moralischer Art und der Zumutung des Glaubens in einer rationalen Welt, gehört zu den zentralen Befunden der Synoden-Umfrage. So konnte gezeigt werden, daß Menschen sich in dem Maße zur Kirche hinwenden, in dem sie das, wofür die Kirche steht, und das, wonach sie streben, als übereinstimmend empfinden, während das Auseintreten von Gesellschaftlichem und Kirchlichem die Abwendung begünstigt. Der Schauplatz des Dramas zwischen Kirche und Gesellschaft ist das Bewußtsein, und auf dieser Ebene wurde analysiert. Gleichwohl ist es eine extrem subjektivistische Lesart, wenn Kaufmann das Wort Gesellschaft in diesem Zusammenhang überhaupt vermeiden möchte. Er spricht von persönlichen Wertorientierungen, durch die höchstens indirekt etwas über das gesellschaftliche Wertesystem ermittelt werden könnte. Von Gesellschaft zu sprechen, das sei eine Überinterpretation der Befunde. Sein Vorschlag läuft auf eine Unterinterpretation hinaus. Wo soll sich ein Wertesystem befinden, wenn nicht auch in den Köpfen der Menschen? Und wie soll es ohne die mit Bewußtsein und Kommunikationsmöglichkeiten ausgestatteten Persönlichkeiten wirksam werden? Alles über Sprache und Test abrufbare Bewußtsein hat eine gesellschaftliche Herkunft und einen gesellschaftlichen Bezug. Die in der Umfrage referierten Werte kommen nicht von irgendwo, sind nicht das Produkt von kommunikationslosen Monaden, sondern das Ergebnis geglückter und auch mißglückter Sozialisationsprozesse, die in unserer Gesellschaft durchaus nicht einheitlich und innerhalb kultureller Subsysteme nicht einmal widerspruchsfrei verlaufen. So nimmt es nicht wunder, daß es kaum Werte gibt, die totaler Natur sind, also ausnahmslos in der Gesellschaft akzeptiert werden. Wer dies trotzdem zur Bedingung macht, um von einem gesellschaftlichen Wertesystem sprechen zu können, ist entweder kein Realist oder hat Schumpeters Abhandlung über das Gemeinwohl nicht gelesen. Gerade die Partialität von Werten ist ein Kennzeichen der pluralistischen offenen Gesellschaft. Bei aller Uneinheitlichkeit ihrer „Gefolgschaft“ haben diese pluralistisch gegebenen Werte allerdings ihre Stabilität. Die Parallelumfrage unter Protestanten hat inzwischen erwiesen, daß sie im großen und ganzen, von wenigen Abweichungen abgesehen, in gleichem Ausmaß die 36 in der Studie vorgegebenen Werte akzeptieren oder ablehnen.

Wenn wir von Wertesystem sprechen, so meinen wir die Totale der heterogenen Wertungen in einer pluralistischen Gesellschaft und aus der Perspektive des einzelnen die Tatsache, daß Werte eine bestimmte Struktur haben, wenn auch nicht in einem logischen Sinn stringent, so doch in einem psychologischen. Aus dieser auch für Soziologen heute durchaus unbekanntem Totale der Werte haben wir eine Stichprobe gezogen. Der Forschungsbericht macht klar, daß es nicht die Absicht war und auch nicht sein konnte, das Universum der Werte in einer Gesellschaft und ihre systematischen Relationen darzustellen. Aber die Stichprobe aus dem Universum der Wertinhalte ist ausreichend, wenn nachgewiesen werden kann, daß sie in einer ganz bestimmten funktionellen Beziehung stehen zu Objekten der sozialen Welt. Und hier konnte nun in der Tat nachgewiesen werden, daß die Stichprobe der Werte geeignet war, die Menschen so zu gliedern, daß ihre Stellungnahmen zur Kirche völlig systematischen Charakter annahmen, von positiver Einstellung bei hoher Kongruenz der beiden Vorstellungsreihen gesellschaftlicher und kirchlicher Werte bis zu sehr negativer Einstellung bei höchsten Graden des Gefühls der Diskrepanz zwischen „Gesellschaft“ und „Kirche“. Wenn man von der nicht allzu verwegenen Annahme ausgeht, daß die Menschen merken, daß sie in einer Gesellschaft leben und daß ihre Vorstellungen von Kirche, so ungerecht sie in manchen Punkten sein mögen, doch etwas mit der historischen Gestalt der Kirche zu tun haben, müssen wir aufgrund der Befunde zu der Annahme gelangen, daß die Menschen in Systemkonflikte geraten sind und ihre Einstellung zur Kirche dadurch bestimmt wird.

Die von den Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirchen Deutschlands unternommene Umfrage gibt hier weitere Aufklärung. Es wurde genau wie in der Synoden-Untersuchung die Frage gestellt, wie eng man sich der Kirche verbunden fühle. Auf einer Leiter von 0 bis 10 konnte man differenziert seine Gefühle gegenüber der Kirche zum Ausdruck bringen. An anderer Stelle im Interview wurde mit dem gleichen Skalenbild die Frage gestellt, wie gut die Kirche in unsere Zeit passe: „Wie gut paßt die Kirche Ihrer Meinung nach eigentlich in unsere Zeit? Hier habe ich eine Leiter. Zehn würde bedeuten, sie paßt sehr gut in unsere Zeit, und Null würde heißen, die Kirche paßt überhaupt nicht in unsere Zeit. Welche Stufe zwischen 0 und 10 würden Sie da wählen?“ Unsere Zeit, das ist gleichsam die Summe all dessen, was Leben in unserer Gesellschaft heute für die Menschen bedeutet. Würde man das Zeitgefühl der Menschen explizieren, so würde es sich auf die tragenden Strukturen moderner Gesellschaftssysteme beziehen.

Zwischen den Antworten auf diese beiden Testfragen, wie eng man sich der Kirche verbunden fühle und wie gut die Kirche in unsere Zeit passe, gibt es einen so engen Zusammenhang, wie man ihn selten beobachten kann. Der Korrelationskoeffizient beträgt 0,8. Der höchstmögliche Wert wäre 1,0, wenn alle Befragten auf beide Fragen in jedem Fall immer die gleiche Skalenstufe angegeben hätten. Nahezu zwei Drittel der gesamten Varianz im Verhältnis zur Kirche kann durch diese Variable, die Kirche passe in unsere Zeit beziehungsweise passe nicht in unsere Zeit, erklärt werden.

Weiter zeigt die Umfrage im VELKD-Bereich, wo die Brüche zwischen Kirche und Gesellschaft liegen. An der Spitze der Antworten rangiert, daß die Naturwissenschaft-

ten die Welt ganz anders erklären als das Christentum, daß die Kirche nicht in der Sprache der Zeit rede, daß die Kirche nichts dazu beigetragen habe, gesellschaftliche Strukturen zu verbessern. Die Menschen haben in gesellschaftlichen Zusammenhängen einen Denk- und Bewußtseinsstil gewonnen, der es vielen unmöglich macht, das, was die Kirche verkündet, zu assimilieren. Der Konflikt zwischen Kirche und Gesellschaft schreit uns aus Tausenden von Interviews entgegen. Kaufmann aber empfiehlt begriffliche Wattepfropfen für die Ohren. Wenn über Begriffe gestritten wird, so geschieht das selten aus bloßer Liebe zur Klarheit. Dahinter stecken meistens politische Motive. Wenn ich Kaufmann richtig verstanden habe, so befürchtet er eine fatalistische Reaktion auf das Sichtbarwerden eines Antagonismus zwischen Kirche und Gesellschaft. Die Motive für eine Kirche in der Gesellschaft würden geschwächt, die für eine Abgrenzungstendenz gegen die Gesellschaft gestärkt. Wenn es wirklich um solche Alternativen geht, dann wäre die Politik der Konfliktleugnung wahrscheinlich die schlechteste.

Franz X. Kaufmann

Meinungsforschung ohne Begriffe? – Eine Replik

Der Autor des Forschungsberichts über die Synodenumfragen ist auf den zentralen Punkt meiner Kritik an seiner Anti-Kritik nicht eingegangen. Ich beschränke mich im folgenden auf diesen Punkt, nicht um recht zu behalten, sondern weil hier m. E. ein zentrales Problem des angemessenen Umgangs mit Daten der empirischen Sozialforschung im Hinblick auf praktische Zwecke zur Debatte steht.

Über Konsequenzen einig

Öffentliche Dispute zwischen Sozialwissenschaftlern haben leicht den fatalen Effekt, einen lachenden Dritten zu produzieren: Diejenige Gruppe nämlich, die durch ein bestimmtes Forschungsergebnis unangenehm betroffen ist. Es fällt ihr dann leichter, ein unangenehmes Forschungsergebnis gar nicht erst zur Kenntnis zu nehmen oder — sofern dies unvermeidlich ist — darauf hinzuweisen, daß es angesichts der veröffentlichten Kritik wohl noch gründlicher Überprüfung bedürfe. So wird wissenschaftliche Kritik zum Alibi, um Betroffenen die Konsequenzen unangenehmer Einsichten zu ersparen.

Wenn ich die Anti-Kritik von Herrn Kollegen Schmidchen richtig verstanden habe, so scheint er eben dies von meiner in dieser Zeitschrift veröffentlichten Kritik seiner Interpretation der Synodenumfragen zu befürchten — oder gar mir die Absicht zu unterstellen, ein solches Alibi aus „politischen Motiven“ produzieren zu wollen. So sei denn einleitend festgehalten, daß ich den Ergebnissen der Untersuchung Schmidchens insbesondere in folgenden Punkten völlig zustimme, von denen ich annehme, daß sie den für die Geschicke der katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland Verantwortlichen nicht besonders angenehm sind (sofern sie sie überhaupt zur Kenntnis nehmen):

1. Es scheint der Kirche nur in geringem Maße zu gelingen, unter den heutigen Jugendlichen traditionelle Glaubensüberzeugungen zu verbreiten und die Identifikation mit der Kirche zu einer Dominanten des religiösen Bewußtseins (oder gar des Bewußtseins überhaupt) zu machen.
2. Von einem erheblichen Teil der deutschen Katholiken wird die Kirche als in Konflikt mit von ihnen anerkannten Werten stehend erfahren. Dadurch kann in den Betreffenden eine seelische Spannung entstehen, die in den meisten Fällen nicht über lange Zeit hinweg ausgehalten oder gar bejaht wird. Sie führt vielmehr zur Vermeidung spannungserzeugender Erlebnisse oder zu Bewußtseinsveränderungen in Richtung auf eine stärkere kognitive Konsistenz des Bewußtseins, d. h. unter den gegenwärtigen Verhältnissen praktisch: zur Distanzierung von Kirche und zum Abbau derjenigen kirchlich definierten Bewußtseins-elemente, die als in Spannung zur herrschenden Kultur stehend erfahren werden.
3. Die wahrgenommene Dissonanz zwischen Kirche und anerkannten Werten führt zu um so stärkeren seelischen Spannungen, je geringer der Sozialkontakt zur Kirche (gemessen durch die Regelmäßigkeit des sonntäglichen Messebesuchs) ist.

Differenzen im Umgang mit Begriffen: das Beispiel Orthodoxie

Zu meinem Bedauern werden diese m. E. pastoral höchst bedeutsamen Schlußfolgerungen im Forschungsbericht allerdings nicht mit dieser wünschenswerten Einfachheit formuliert, die sie auch Nichtfachleuten verständlich machen würde. Demgegenüber könnte der Autor zu Recht einwenden, daß man nicht gleichzeitig einfach und wissenschaftlich präzise schreiben könne. Die Einwände in meinem Besprechungsaufsatz bezogen sich deshalb auch nur beiläufig auf die fehlende Vermittlung zu pastoralen und kirchenpolitischen Fragestellungen (diese Aspekte sollen in einem zweiten, von Professor *K. Forster* herausgegebenen Sammelband erörtert werden), sondern auf fehlende Präzision in der wissenschaftlichen Argumentation.

Doch was heißt hier wissenschaftlich? Handelt es sich bei meinen Einwänden nicht doch um zumindest für die meisten Leser dieser Zeitschrift belanglose Begriffsstreitigkeiten? Nach meiner Auffassung sind Worte und Begriffe nicht immer so harmlos, daß sie der Beliebigkeit des Sprachgebrauchs einzelner Wissenschaftler überlassen bleiben könnten. Der zentrale Punkt meiner Kritik bezieht sich auf die Art und Weise, in der Schmidchen die von ihm mit hier unbestrittener statistischer Kompetenz verarbeiteten empirischen Daten durch weder in der Frage noch in der Antwort enthaltene Begriffe kennzeichnet. Dies sei in diesem Zusammenhang nicht am Forschungsbericht, sondern an obiger Antikritik veranschaulicht: Für Schmidchen ist es offensichtlich ein Zeichen von „Orthodoxie“, wenn eine Person unter mehreren Antwortvorgaben sich für den Satz entscheidet: „Ich bin gläubiges Mitglied meiner Kirche und stehe zu ihrer Lehre“, und nicht etwa für den Satz: „Ich fühle mich als Christ, aber die Kirche bedeutet mir nicht viel“ oder „Ich möchte gern glauben, aber ich fühle mich unsicher“. Im Forschungsbericht wird der gleiche Sachverhalt (m. E. bedeutend sinngemäßer) als „Glaubensfestigkeit“ interpretiert